



Behagheliana

2

Die Schriftenreihe *Behagheliana* wird im Institut für Germanistik der Justus-Liebig-Universität herausgegeben von:

Kai Bremer (kai.bremer@germanistik.uni-giessen.de),

Daniel Czicza (daniel.czicza@germanistik.uni-giessen.de)

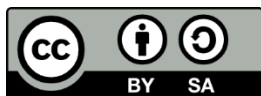
Thomas Gloning (thomas.gloning@germanistik.uni-giessen.de)

Die *Behagheliana* versammeln wissenschaftliche Beiträge rund um das Werk des Gießener Germanisten Otto Behaghel. Ziel ist es, Behaghel wissenschaftshistorisch zu verorten und der Frage nachzugehen, inwieweit seine Forschungen weiterhin wissenschaftliche Relevanz beanspruchen. Eine inhaltliche Aufarbeitung ist bisher vor allem punktuell erfolgt, die *Behagheliana* sollen hier Abhilfe leisten. Dabei gilt es, sich mit Inhalt, Aufbau und Methode der Arbeiten Behaghels kritisch auseinanderzusetzen. So warten u.a. Behaghels Deutsche Syntax, seine Sprachgeschichte(n), Rezensionen und sein reiches editorisches Erbe darauf, ausführlich untersucht, neben und/oder gegenüber heutigen sprach- und literaturwissenschaftlichen Positionen gestellt und auf diesem Wege in wissenschaftliche Diskussionen eingebunden zu werden. Erwartet werden für die *Behagheliana*, die in der Gießener Elektronischen Bibliothek der Universitätsbibliothek der JLU Gießen erscheinen und vom Institut für Germanistik ebenda verantwortet werden, dementsprechend Beiträge u.a. zu Syntax, Sprachgeschichte und Editionsphilologie – Forschungsgebieten also, auf denen Otto Behaghel hauptsächlich tätig war.

Clemens Knobloch: Otto Behaghel: Mandarin zwischen den Zeiten. Gießen : Gießener Elektronische Bibliothek, 2012 (Behagheliana ; 2)

URN: [urn:nbn:de:hebis:26-opus-91790](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hebis:26-opus-91790)

URL: <http://geb.uni-giessen.de/geb/volltexte/2013/9179>



Diese Veröffentlichung ist unter folgender Creative Commons Lizenz publiziert:

<http://creativecommons.org/licenses/by-sa/3.0/de>

Weitere Beiträge der *Behagheliana* finden Sie unter:

<http://geb.uni-giessen.de/geb/volltexte/2013/9024/>

Otto Behaghel: Mandarin zwischen den Zeiten¹

Clemens Knobloch

1. Kommunikative Gattungen – zur Einleitung

Was sagt man zum 75. Todestag eines zweifellos großen Germanisten und Grammatikers? Nahe liegend wäre die kommunikative Gattung der Festrede – zumal wenn es der Ort seines langjährigen Wirkens ist, an dem die Verdienste des Wissenschaftlers gewürdigt werden sollen. Nun sind wir mit kommunikativen Gattungen von Berufs wegen gut vertraut und wissen, dass eine jede solche Gattung formularartige Standards für die Bearbeitung bestimmter kommunikativer Probleme verbindlich etabliert. Welche Probleme bearbeitet eigentlich die kommunikative Gattung der Festrede? Wie auch immer die Antwort darauf ausfällt, die Gattung schreibt in jedem Falle vor, kognitive (und womöglich widersprüchliche) Aspekte des Themas den rituellen Aspekten unterzuordnen. Die Ehrung des Jubilars steht im Vordergrund.

Und darum werde ich keinen Festvortrag halten, sondern Sie mit einer historiographischen Skizze beanspruchen. Sie werden sehen, dass sich die Ehrung Behaghels dabei gewissermaßen beiläufig und ganz von selbst ergibt. Ein historiographischer Vortrag lohnt schon darum, weil die Gestalt Otto Behaghels (trotz ihrer großen Bekanntheit) bisher aus dem Nebel der spontanen Überlieferung noch gar nicht recht aufgetaucht ist.

Dieser – der Nebel der spontanen Überlieferung – steigt auf aus pietätvollen Nachrufen mehr oder weniger dankbarer Kollegen oder Nachfolger, aus Einträgen in biographischen Nachschlagwerken wie dem Kürschner, der *Allgemeinen deutschen Biographie* (ADB) oder dem *Internationalen Germanistenlexikon* (IGL), aus festlichen Würdigungen zu runden Jahrestagen – sei es der Geburt oder des Todes. Und – mit Verlaub – an solchen Dokumenten fehlt es nicht im öffentlichen Nachleben Otto Behaghels.

Dagegen fehlt es ernstlich an seriöser historiographischer Befassung mit dem Giessener Junggrammatiker. Ich will also versuchen, den Nebel der spontanen Überlieferung ein wenig zu lichten.

¹ Schriftliche Fassung meiner Festrede anlässlich des 75. Todestages von Otto Behaghel, gehalten am 27. Oktober 2011 an der Justus-Liebig-Universität Gießen.

2. Behaghels historiographischer Status

In den Festreden der 20er und in den Nachrufen 1936 wird Behaghel erstaunlich gleichförmig als Alt- oder Großmeister der germanischen Philologie, als letzter Vertreter der junggrammatischen Epoche gewürdigt. Als Lebenswerk und Vermächtnis gilt die große vierbändige *Deutsche Syntax*, zwischen 1923 und 1932 erschienen. Fast nie fehlt die (beinahe ursprungsmythologische und von Behaghel selbst in Umlauf gesetzte) Geschichte von dem jungen Studenten, der sich einst vorgenommen habe, Grimms unvollendete deutsche Syntax fertigzustellen.

Wer die historiographischen Standardwerke über die Junggrammatiker vornimmt (von Jankowski 1972 bis Einhauser 1989), der findet Otto Behaghel nur ganz am Rande erwähnt. Wo er überhaupt auftaucht, wird er der „zweiten Generation“ der Junggrammatiker zugerechnet, wiewohl er kaum ein Jahrzehnt jünger ist als die Hauptkohorte (Osthoff, Brugmann, Delbrück, Paul) und eigentlich fast von Beginn an – auf jeden Fall schon in den 80er Jahren – ein Teil des junggrammatischen Netzwerks war.

Was erstaunlicherweise fast völlig fehlt, ist eine inhaltliche Auseinandersetzung mit Aufbau, Methode und Ertrag der großen *Deutschen Syntax*. Im fachlich-terminologischen Fundus gegenwärtiger Syntaktiker finden wir zwar einige von Behaghel geprägte Bestände, etwa über die „syntaktische Ruhelage“, über das „Gesetz der wachsenden Glieder“ und über die „Fernstellung“ syntaktisch zusammengehöriger Wörter, es sind aber bezeichnenderweise die bereits in den Nachrufen hervorgehobenen Bestände. Der völlig ritualisierte elegische Verweis auf das *opus magnum* nährt bei Fachhistorikern den Verdacht, das Werk sei gelobt, aber eben nicht gelesen worden. Dazu passt die kaum verdeckte Klage Behaghels im Vorwort des 4. Bandes, die da lautet: „die fachmännische Kritik hat sich meiner Arbeit gegenüber sehr zurückhaltend gezeigt“ (Behaghel 1932, XIII).

Sehr viel Tinte ist dagegen vergossen worden über Behaghels Beinahezusammenstoß mit den NS-Machthabern im Jahre seines 80. Geburtstags, 1934. Vielfach dokumentiert und beschrieben ist sein kurzer Aufsatz „Außenseiter – eine Philippika“ in der *Deutschen Allgemeinen Zeitung* vom 9. August 1934 (Kluge/Maurer/Weigel 1982, Olt/Ramge 1984). In ihm greift Behaghel vehement und mit grimmigem Spott Vertreter der pseudofachlichen Nord- und Germanenschwärmerei an, denen er zuvor den höflichen Ehrentitel „Außenseiter“ verleiht, wiewohl er keinen Zweifel lässt, wofür er sie hält: für Pfuscher und Dilettanten. Es fällt der Name Hermann Wirth, und der ist nicht nur Protagonist des öffentlichen Streits um die so genannte Ura-Linda-

Chronik im Jahre 1932.² Artur Hübner, Behaghels Kollege im Vorstand des Sprachvereins, hatte damals publikumswirksam nachgewiesen, dass es sich bei dieser Chronik um eine Fälschung handelt – und in Hübners Fußstapfen wandelt Behaghel in seinem „Außenseiter“-Text. Nur dass eben jetzt, im Jahr 1934, die Nazis an der Macht sind.

Der „Außenseiter“-Text war ein Medienereignis und löste eine lebhaftige Zeitungsdebatte aus. Angegriffen wurde Behaghel u. a. vom Reichsbauernführer Richard Walther Darré³ und von Hans Strobel, einem Volkskundler aus dem Amt Rosenberg. In einer höchst gelehrten und bloß esoterisch publizierten Akademieabhandlung (*Odal*, Behaghel 1935) geht Behaghel ein Jahr später noch einmal auf die fachlichen Fragen ein. Die Sekundärliteratur lobt mit Recht Behaghels persönlichen Mut und arbeitet heraus, dass keinesfalls politischer Protest gegen das NS-Regime in der Äußerungsabsicht des „Altmeisters“ lag (Olt/Ramge 1984).

Ich komme später noch einmal kurz auf die „Außenseiter“-Episode zurück, weil ich nicht glaube, dass sie bisher richtig verstanden worden ist.

Zum historiographischen Kanonwissen über Behaghel gehört weiterhin, dass er über lange Jahre in leitenden Funktionen dem Sprachverein angehörte, aber zu keiner Zeit Purist oder radikaler Fremdwortjäger gewesen ist. Seine Stellung im Sprachverein war gewiss national und auch fremdwortpuristisch (wie der ganze Verein), aber immer fachlich, professionalisierend, mäßigend. Außerdem zeichnet Behaghel sich aus durch ein lebhaftes Interesse für die Volkskunde und für die Dialektologie.

3. Ein später Mandarin

Behaghels aktivste Lebensspanne fällt ganz in den Zeitraum (1890-1933), den der amerikanische Historiker Fritz Ringer (1983) als Zeit des „Nieder-

² Wirth ist eine der skurrilsten Gestalten in der semiwissenschaftlichen völkischen Germanomanenszene im NS-Umkreis. 1932 richtet ihm die NS-Regierung von Mecklenburg in Bad Doberan ein Institut für Geistesurgeschichte ein, 1935 gründet er mit Himmler und Darré zusammen das SS-Ahnenerbe, aus dem er aber 1938 wieder verdrängt wird – durch den (bis heute für fachlich seriös geltenden) Indogermanisten Walter Wüst. Das eigentliche Novum des öffentlichen Streits um die Ura-Linda-Chronik ist indes, dass erstmals ein fachlicher Streit die Umgrenzungen des Fachdiskurses sprengte und unter Beteiligung der medialen Öffentlichkeit ausgetragen wurde.

³ Ein Mitarbeiter Darrés, der Architekt Wille, wird in den „Außenseitern“ genannt und direkt angegriffen.

gangs der deutschen Mandarine“ bezeichnet hat. In seiner mittlerweile klassischen Untersuchung rekonstruiert Ringer die historische und mentalitätsgeschichtliche Rolle der Gelehrten im deutschen Kaiserreich und in der Weimarer Republik. Die Mandarine sind die Priester der deutschen Bildungsreligion, sie verfügen über eine relativ einheitliche Weltanschauung und bilden im Kaiserreich, obwohl sie weder über wirtschaftliches Kapital noch über ererbte Privilegien verfügen, so etwas wie eine „funktional herrschende Klasse“ (Ringer 1983, 10), eine Art Staatsadel. Ohne veritable Machtquellen waren die Mandarine gleichwohl Teil des hegemonialen Bogens (wie Antonio Gramsci gesagt haben würde). Ihr Habitus war vorbildlich für andere gesellschaftliche Schichten, sie verkörperten eine Aufstiegschance, die im Prinzip (natürlich nicht faktisch) allen zu Gebote stand. Und als Verwalter einer solchen Rolle, die zugleich hoch exklusiv und doch demokratisch offen war: Bildung, Kultur, Wissenschaft, bildeten die Mandarine eine eben auch zugleich hoch exklusiv-elitäre und doch egalitär-klassenlose Schicht. Ihren Status verdankte sie den erworbenen Bildungspatenten, und die Professoren waren ihre Generäle.

Die Ideologie der Mandarine ist die Ideologie der „reinen Wissenschaft“. Für den tagespolitischen Streit um Macht und Einfluss im Staate interessieren sie sich so wenig wie für den kapitalisierbaren Nutzen der Wissenschaft. Sie stehen weit über beidem, und sie stehen für den „deutschen Geist“. Den Staat (bevorzugt einen aufgeklärt absolutistischen) sehen sie zuerst als Garanten, nicht als Feind ihrer Freiheit (Ringer 1983, 108). An einer Ausweitung der Demokratie haben sie mehrheitlich kein Interesse, wohl aber an der Verbreitung wissenschaftlicher Kenntnisse in der Gesellschaft. Vorausgesetzt, sie sind und bleiben die Träger dieser Wissenschaft.

Die tiefe Krise dieser Schicht beginnt mit der rasanten Industrialisierung und Zusammenballung wirtschaftlicher Macht im Kaiserreich, deren enorme Folgen ab etwa 1890 spürbar werden. Sie bleibt zunächst eine moralische Krise der Geltung von Geist und Bildung, wird aber nach dem Weltkrieg, mit Inflation, revolutionären Nachkriegswirren und Weimarer Republik, eine alle Sphären umfassende Krise der deutschen Wissenschaft. Die Mandarine haben nach wie vor hohen gesellschaftlichen Status, sehen ihre Stellung aber in der Weimarer Republik als bedroht von allen Seiten: Die Inflation frisst ihren Wohlstand, der neue, demokratische Staat ist ein zweifelhafter Verbündeter, die „Massen“ versuchen, die Institutionen der Bildung in die Hand zu bekommen und sie zu nivellieren, sie auf Praxis und Nützlichkeit zu verengen.

Dass wir uns gegenwärtig im letzten Akt dieses längst zur Posse verkommenen Dramas befinden (seine Überschrift lautet: Machtübergabe an das Management, das sich ja in den Finanzkrisen der jüngsten Zeit bestens bewährt hat), ist offenkundig. Die Endmoränen bildungsbürgerlicher Machtbe-

teilung werden auch innerhalb des Bildungssystems zügig geplant. Und angesichts der jämmerlichen Feigheit unserer eigenen professoralen Zeitgenossen gegen den korrupten Machthunger der Bertelsmänner (und ihrer politischen Marionetten), gegen die PR-Verblödung der Hochschulen, wirkt ein aufrechter Mandarin wie Behaghel nachgerade heroisch. Aber das ist eine andere Geschichte und hier nur am Rande gesagt.

Im Konzert der deutschen Mandarine stehen die seit Mitte der 70er Jahre akademisch recht erfolgreichen Junggrammatiker für eine aufgeschlossene, modernistische und naturwissenschaftlich ernüchterte Fraktion. Natürlich sind auch die Junggrammatiker „Idealisten“, wie alle Mandarine, aber die Sprachen, die sie untersuchen, sind Hervorbringungen einer individuellen Psyche, die ihnen naturähnliche Gesetzmäßigkeiten auferlegt. Und auch das Forschungsideal der Junggrammatiker ist induktiv und szientifisch. Große Worte und idealische Programme machen sie eher misstrauisch. Von Philosophie wollen sie nichts wissen, sie ist ihnen das Gegenteil von Wissenschaft. Fatalerweise sind es just diese modern-ernüchternden und szientifischen Vorlieben der Junggrammatiker, die als wissenschaftlicher „Sündenfall“ der Sprachwissenschaft im Krisendiskurs der Weimarer Jahre unter heftigsten Beschuss geraten.

4. Behaghels Position im Felde des linguistischen Krisendiskurses 1920-1936

Es gibt eine beträchtliche Anzahl von Quellen, die den Schluss nahe legen, Behaghel sei in seinen letzten 10 Lebensjahren so etwas wie das Opfer eines Zauberlehrling-Syndroms gewesen. Die massiven nordischen und völkisch-populistischen Strömungen, mit denen er in seinen letzten Lebensjahren zusehends in Konflikt gerät, weil eben bei ihm das empirisch-methodische Ethos über die germanische Ideologie dominiert, sind im Feld der Junggrammatik sein ureigenes Produkt, das sich indes gegen den eigenen Urheber auf die Hinterbeine gestellt und verselbständigt hat.

Die merkwürdige Randstellung, die Behaghel im junggrammatischen Feld einnimmt, hat ihren fachlich-*internen* Grund darin, dass er im Unterschied zu seinen Mitstreitern eine Politik der Stoffausweitung betreibt – im junggrammatischen Geist freilich. Syntax, Volkskunde, Mundarten, Wortgeschichte sind Themen, die das angestammte junggrammatische Universum sprengen. In dem nämlich gibt es in der Hauptsache nur die historische Laut- und Formenlehre. In der Stoffausweitung steckt zunächst eine wissenschaftsgeschichtlich banale Logik: Die jeweils nachrückende Forschergeneration pro-

filiert sich auf Feldern, die ihre Lehrer eben noch nicht beachtet haben. Aber selbstverständlich bieten die „Inhalte“ (etwa in Wortgeschichte und Volkskunde) ganz andere Anschlussmöglichkeiten für die völkische Programmtheorie als die doch immer ziemlich wissenschaftlich-harte Laut- und Formgeschichte, deren Schnittstellen mit dem Völkischen sehr begrenzt sind und bleiben. Wer etwa in Stroh/Maurers (1943) *Deutsche Wortgeschichte* im Vorwort liest:

Sie [die Wortgeschichte, C.K.] will zeigen, wie der deutsche Geist gemäß dem ursprünglich in ihm angelegten volkhaften Gesetz in der Geschichte seiner Sprache lebt und wirkt. Sie stellt an Dichter, Denker und jeden Deutschen die Frage, ob sie in der Seele ihres Volkes empfunden und in seinem Geist gedacht und gesprochen haben (Maurer/Stroh 1943, VIII),

der wird sich kaum noch im sprachlichen Umkreis junggrammatischen Denkens fühlen, obwohl er es mit einem Band zu tun hat, der Alfred Götze gewidmet ist (Behaghels Nachfolger in Gießen), der aus dem Umkreis von Behaghels engsten Schülern und Mitarbeitern stammt. Und der sich zudem darauf beruft, die Geschichte der deutschen Sprache, „die letztlich Otto Behaghel von den Lauten und Formen aus geschrieben hat“, nun endlich „in umfassender Weise als Wortgeschichte darzustellen“.

Wir müssen jedoch, um Behaghels Position im sprachwissenschaftlichen Feld der Zeit einschätzen zu können, ein Stück zurücktreten und den linguistischen Krisendiskurs der Weimarer Republik unter die textanalytische Lupe nehmen. Die Entwertung junggrammatischer Ressourcen findet nicht im NS, sie findet in den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg statt.

Als nach dem Weltkrieg die Hörsäle der Indogermanisten leer bleiben und der Diskurs über die Krise der Sprachwissenschaften anschwillt, mutieren zwei Ausdrücke zu weitgehend konsensfähigen Stigmawörtern: Das eine ist „Positivismus“, das andere „Naturwissenschaft“. Zudem macht die spöttisch abwertende Rede von den „Lautschiebern“ die Runde, ganz zweifellos auf die Junggrammatiker gemünzt. In der populären Fachgeschichte, wie sie nunmehr allgemein erzählt wird, gilt die Hinwendung der Sprachwissenschaft zu Positivismus und Naturwissenschaft in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts als fachlicher Sündenfall, und die völkisch-romantische Frühphase (natürlich mit den Grimms, aber auch mit Arndt, Jahn, Fichte und den antifranzösischen Wortführern der Befreiungskriege) als idealer Wunschpunkt der Wiederanknüpfung.

Wer die Krisenschriften nach dem Ersten Weltkrieg durchmustert, der darf nicht vergessen, dass hinter der genuin fachlichen Krisenerfahrung stets auch die ganz reale Bedrohung und Enteignung der Mandarine durch Inflation und durch den ungeliebten nachrevolutionär-demokratischen Staat lauern.

Man kann den Texttyp „Stand und Aufgabe der Sprachwissenschaft“ für die 20er Jahre getrost in den Rang einer kommunikativen Gattung erheben. Kaum ein namhafter Linguist, der nicht einen Beitrag zu dieser Gattung geleistet hätte (Knobloch 2005, 193-208). Da es einen „normalwissenschaftlichen“ Arbeitskonsens der Sprachwissenschaftler nach dem Weltkrieg nicht mehr gibt, haben die „Stand-und-Aufgaben“-Texte mehrere Probleme zu lösen: Mit ihnen situieren sich die Autoren im (schwer bestimmbar) Kraftfeld des Faches, andererseits testen sie potentiell konsensuelle Themen und Motive, die selbst zu Faktoren der Restrukturierung des Feldes werden sollen und können. Zum „Formular“ der Textsorte gehört immer auch eine Version der bisherigen (Erfolgs-)Geschichte des Faches, an der wieder angeknüpft werden muss. Und ebenso ein „Rezept“ für Wiederaufstieg und Erneuerung des Faches. In der Regel adressieren die Texte esoterisch die Fachkollegen, geben aber auch exoterisch Information über das, was die Mitwelt von der Sprachwissenschaft zu Recht erwarten könne.

Ein Kompendium der einschlägigen Krisentopoi ist z.B. Rogge (1929), mit dem etwas pathetischen, aber nicht untypischen Titel „Der Notstand der heutigen Sprachwissenschaft“. Als Gründe für „Krise“ und „Bedrängnis“ des Faches wird „zusammenhangsloses Spezialistentum“ ausgemacht, ebenfalls das Fehlen einer „Gesamtauffassung“ sowie die fehlende Fähigkeit der sprachwissenschaftlichen Erkenntnisse, „dem Leben zu dienen“. Der Sündenfall des Faches geschah, „als sich die Sprachwissenschaft der Naturforschung ergab“, und als erster antipositivistischer Mahner erscheint ganz regelhaft Karl Vossler, der früh den Weg zur „Sprachwissenschaft als Kulturwissenschaft“ gewiesen habe. Eduard Hermann (1931), selbst ein junggrammatisch geprägter Forscher der älteren Generation, lobt an Weisgerber (dem aufgehenden neuen Stern der deutschen Sprachwissenschaft) das Bemühen, die Sprachwissenschaft zu „wirklichem Leben“ zurückzuholen und so weiter. Die Rezepte sind in der Regel sehr ähnlich. Sie führen zu einer volks- und lebensdienlichen Synthese, meist im Zeichen von Geist, Bildung, Kultur (später dann direkt im Dienste des Volkes). Nicht weniger eindeutig ist die Diagnose des Mangels: Spezialistentum, Positivismus, Naturwissenschaft, Lebensferne.

Vor diesem Hintergrund müssen Behaghels fachpolitische Einlassungen in den Jahren von 1920 bis 1935 gelesen werden. Sie sind zutiefst defensiv. Behaghel steht für alles, was im allgemeinen Bewusstsein an der Sprachwissenschaft der Zeit nicht in Ordnung ist. Er ist nicht bloß Teil des Problems, er ist das Problem. Der viel zitierte und heiter-ironisch formulierte Aufsatz „Die Alten und die Jungen“ (Behaghel 1926) gibt daher eine Reihe von fachlichen Konstellationen, in denen teils die „Alten“ gegen die „Jungen“, teils aber auch die „Jungen“ gegen die „Alten“ recht behalten haben. Voraussetzung

dafür, dass überhaupt jemand recht behalte, sei jedoch der Respekt vor den Tatsachen. Dass Behaghel in diesem Sinne „Positivismus“ als Ehrentitel für sich (und für Lachmann, Scherer und die Junggrammatik insgesamt) in Anspruch nimmt, zeigt ihn als kämpferischen Mandarin. „Was wir den jungen Herren zum Vorwurf machen, das ist ihre leichtfertige Behandlung der Tatsachen“ (Behaghel 1926, 388), schreibt er. Und die „jungen Herren“, das sind die Anhänger von Vossler, Finck und Lerch, die Anhänger der „geistesgeschichtlichen“ Sprachwissenschaft, die sich selbst „idealistisch“ nennt und in den sprachlichen Erscheinungen das „Wesen“ der sprechenden Völker materialisiert sieht und die der Mehrheit als verheißungsvolle Morgenröte einer wieder erfolgreichen deutschen Sprachforschung gilt.

Fast obsessiv kehrt die Ablehnung der „idealistischen“ Vossler-Schule wieder in den Veröffentlichungen aus Behaghels letzten 10 Lebensjahren. Im Vorwort zur 5. Aufl. der *Geschichte der deutschen Sprache* (Behaghel 1928) breitet Behaghel einige Albernheiten der sprachwissenschaftlichen Kultur- und Wesenskunde aus, etwa über den „Zusammenhang“ von Partitivkonstruktionen und kaufmännischem Geist oder Artikelentwicklung und Ackerbau. Dass er sich da nicht nur im Recht fühlte, sondern wirklich Recht hatte, steht außer Frage! Und einmal mehr bekennt er sich zwar nicht zur „Naturwissenschaft“, aber zu szientifischen, faktengestützten Verfahren:

Wen man früher auch geistige Dinge nach Art der Naturwissenschaften zu erfassen suchte, ist jetzt Beobachten, Beherrschen der Tatsachen in Verruf gekommen. Philosophische Betrachtung zieht die Geister mächtig an, man will das Wesen der Dinge schauen; Synthese ist ein Schlagwort der Zeit.
(Behaghel 1928, VIII)

Mit „Philosophie“ und „Synthese“ attackiert Behaghel erneut zwei zentrale Fahnenwörter des „neuen deutschen Sprachbegriffs“ (Tomus 2004). Und auch im Vorwort des 4. Bandes der Syntax beginnt er mit der „umstrittenen“ Frage, ob sprachliche Tatsachen aus der „besonderen Eigenart eines Volkes“ zu begründen seien, ob sie „Ausfluss sei(en) von zeitbestimmten geistesgeschichtlichen Wandlungen“ oder „allgemein seelisch bedingt“ durch universelle Natureigenschaften von Sprecher und Hörer. Es ist natürlich auch die alte Frontstellung der Junggrammatik gegen die Völkerpsychologie, die hier nachklingt, wenn Behaghel sich zu einer allgemeinen und naturnahen Psychologie von Sprecher und Hörer bekennt, die verantwortlich sei für alles, was am Sprachwandel nach allgemeinen Gesetzmäßigkeiten aussieht – weil es sich in vielen Sprachen und/oder zu vielen Zeiten findet, weil es sich allgemein durchsetzt etc. Dass man mit der Axiomatik der „idealistischen Neuphilologie“ keine historische Syntax schreiben kann, ist aber, wenn ich recht sehe, heute jedem Kundigen klar.

Jetzt aber zurück zum Zauberlehrling-Syndrom! Schlägt man mit diesem Vorwissen die Festschrift auf, die von Götze, Horn und Maurer (1934) zu Behaghels 80. Geburtstag veranstaltet worden ist, so reibt man sich doch mächtig die Augen. Da wird zwar im Vorwort an den Jubilar die Hoffnung artikuliert, „dass Sie uns noch lange als Führer unserer Arbeit voranschreiten mögen“ (1934, VIII), in der folgenden Durchführung der Festschrift freilich dominiert meistens all das, was Behaghel wortmächtig öffentlich verabscheut. Der „Führer“ wird von seiner Gefolgschaft gründlich abgemeiert. Seine engsten Schüler demolieren in der ihm gewidmeten Festpublikation fast alles, was ihm lebenslang heilig war. Fritz Stroh z.B. präsentiert einen Text zum Thema „Allgemeine Sprachwissenschaft und Sprachphilosophie“, der von den verhassten philosophischen Reizwörtern *Synthese*, *Hunger nach Wesen*, *Ganzheit* nur so wimmelt – und zwar programmatisch. Von junggrammatischer allgemeiner Psychologie dagegen kein Wort! Friedrich Maurer schwärmt im Text „Geschichte der deutschen Sprache“ von der fruchtbaren geistesgeschichtlichen Verbindung von Wort- und Sachforschung, wo sein Lehrer stets auf strikter Trennung beharrt hat – wegen Dilettantismusgefahr. Und so geht das weiter. Adolf Bach, Behaghels Schüler in Volkskunde und Dialektologie, schwärmt von der Kulturmorphologie. Gefeierte werden die Helden des neuen deutschen Sprachbegriffs – und für den Jubilar gibt es gelegentlich eine rituelle Verbeugung. Und wenn der „Führer“ sich am Ende umgedreht hätte, dann hätte er bestürzt feststellen müssen, dass hinter *ihm* jedenfalls schon lange niemand mehr her zog.

Die (zur fachlichen Innenpolitik gehörige) Stoffausweitung, die Behaghel als innovativer Junggrammatiker betrieben hat, ist am Ende, durch breite öffentliche Resonanz verstärkt, als „volkhafte“ Welle über ihrem Urheber zusammengeschlagen.⁴ „Innenpolitisch“ modern, war Behaghel durchaus auch an öffentlicher Wirkung interessiert, aber eben nach Art der Mandarine, die keinen Widerspruch und schon gar keine Mitsprache des Publikums erwarten oder gar dulden. Auch insofern reicht sein Blick weiter in die modernen Felder der Variation, der Sprachsoziologie, der Sprachpolitik als der seiner junggrammatischen Kollegen Paul, Brugmann, Delbrück.

⁴ Das Bild des weltläufigen und fintenreichen Pragmatikers Behaghel, das Olt/Ramge (1984) zeichnen, ist insofern nicht ganz treffend. Die Zeit ist über ihn hinweg gegangen. Er ist selbst Außenseiter, der letzte seiner Art. Auch ist der Umstand, dass er gegen das „Führerprinzip“ an den Hochschulen keine Einwände hatte, kein Zeichen für Neigung zum NS, als guter Mandarin geht er davon aus, dass natürlich er und seinegleichen die Universität zu führen haben.

5. Noch einmal: Behaghels Zusammenstoß mit dem NS-Machtapparat

Ich komme zum Schluss zurück auf den Beinahezusammenstoß des 80jährigen Behaghel mit dem Reichsbauernführer Darré und mit Hans Strobel, dem Volkskundler des *Völkischen Beobachters*. Der Mann, der mit seiner Philippika „Außenseiter“ 1934 die breite Öffentlichkeit adressiert, ist längst im *innerfachlichen* Feld der Sprachwissenschaft selbst ein Außenseiter – aber natürlich kein Pfuscher und Dilettant! Im zeitgleichen Lärm um die Echtheit der so genannten Ura-Linda-Chronik⁵ hatte Arthur Hübner inner- und außerfachlich Punkte gesammelt mit seinem fachlich wie rhetorisch überzeugenden Nachweis der Fälschung dieses angeblich ältesten Dokuments der germanischen Frühgeschichte. Man bedenke, dass der medienöffentliche Streit um Fachfragen um diese Zeit ein neues massenkulturelles Genre war, keineswegs ein Heimspiel für alternde Mandarine. Die waren *prima facie* nicht geneigt, der Öffentlichkeit in fachlichen Dingen ein Mitspracherecht einzuräumen. Und so ist der Text auch aufgebaut: Die Pfuscher und Außenseiter sollen schweigen, und die Experten nur von dem reden, wovon sie auch wirklich etwas verstehen. Bedroht fühlt sich Behaghel durch die Grenzverwischungen zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit, an die wir uns im Zeitalter einer mediatisierten, politisierten und kommerzialisierten Wissenschaft (Weingart 2001) längst gewöhnt haben. Nichts empört ihn mehr als Dilettantismus in einer „sonst so ausgezeichneten philologischen Wochenschrift“ (Behaghel 1934). Mit Schrecken beobachtet er das Eindringen des Pfuschartums in die heiligen Hallen der Wissenschaft. Und was dem Dilettantentum *dort* den Weg bahnt, so kann man Behaghels Ansicht getrost ergänzen, das ist die antipositivistische Geist-, Wesen- und Kulturschwärmerie der „Jungen“, gegen die er sich im Fach – ohne Erfolg – lebenslang gesperrt hat.

Die Akademieabhandlung über *Odal* (Behaghel 1935) ist so gewissermaßen eine Demonstration. In ihr tut er, was er seinen Widersachern zu tun empfiehlt: Er spricht von den sprachgeschichtlichen Quellen, die er kennt, und schweigt lautstark von der Sachgeschichte, von der er nichts versteht. In beiden, so hoch verschiedenen Texten spricht der Mandarin, der noch nicht verstanden hat, dass sich in der Massendemokratie das Verhältnis von Wis-

⁵ Wahrscheinlich in den Dimensionen des öffentlichen Interesses für eine germanistische Angelegenheit bestenfalls mit der Rechtschreibreform zu vergleichen! Eine umfassende Chronik und Dokumentensammlung finden Interessierte auf Gerd Simons Tübinger homepage.

senschaft und Öffentlichkeit zu verändern beginnt.

Es sind die Fraktionen der „Jungen“, die auf *diese* Verschiebungen hochsensibel reagieren. Die vitalistische, kulturalistische und völkische Programmrhetorik spiegelt den wachsenden Relevanzdruck der Öffentlichkeit auf die Fächer. In der kleinen Schar der (sagen wir) bekennenden Positivisten der 20er Jahre gebührt Behaghel insofern ein Ehrenplatz. Zu nennen wären neben ihm sicher noch der Gräzist Franz Dornseiff und gewiss der heute leider weitgehend unbekannt Alons Nehring,⁶ aus dessen „Stand-und-Aufgaben-der-Sprachwissenschaft“-Schrift ich noch zitieren möchte. Auch für ihn ist der Positivismus nicht Teil des Problems, sondern Teil der Lösung:

Wenn die Sprachwissenschaft ihre Zukunft sicherstellen und die ständig steigende Erkenntnis vom Werte ihrer Ergebnisse wahren will, so kann sie es nur dadurch, dass die ‚positivistische‘ Forschung, die nüchterne und geduldige Arbeit an den realen sprachlichen Tatsachen [...] das Rückgrat aller Forschung bildet. [...] alles was über das rein Sprachliche hinausgeht, kann nur dann zu sicheren Ergebnissen führen, [...] wenn es auf positivistischer Arbeit aufbaut und vor der nüchternen Kritik des Positivisten standhält. (Nehring 1924, 89)

Und wenig später heißt es dann:

In Laienkreisen ist ja die Sprachwissenschaft im allgemeinen recht unbeliebt. Der Grund dieses Abscheus ist immer so ziemlich der gleiche [...]. Die Sprachwissenschaft ist tot, kleinlicher Lautkram; wir wollen aber den Menschen, geistiges und seelisches Leben. (Nehring 1924, 101)

Dieses Bedürfnis des Publikums bedient die Mehrzahl der „jungen“, der antipositivistischen Richtungen in der Weimarer Republik. Man sollte jedoch hinzufügen, dass ein beträchtlicher Teil der akademisch erfolgreichen Sprachwissenschaftler in den Jahren der Weimarer Republik den junggrammatischen Positivismus zwar verbal bekämpfte, aber die methodischen Standards wissenschaftlichen Arbeitens durchaus weiterhin an seinen Kriterien orientierte. Das gilt (muss man „sogar“ sagen?) für zahlreiche Parteigänger des NS, es gilt in der vielfach historisch akribisch arbeitenden Kulturmorphologie, in der Dialektologie, in der Wörter-und-Sachen-Forschung.

Insofern spiegeln *Odal* und der Außenseiter-Text (Behaghel 1935, 1934) auch noch den Umstand, dass die Grenze zwischen Wissenschaftlern und Pfuschern/Dilettanten keineswegs identisch war mit der Grenze zwischen

⁶ Nehring wurde 1933 aus rassistischen Gründen entlassen, emigrierte 1937 in die USA und kehrte 1952 (nach dem Weggang seines Nachfolgers Krahe) auf „seinen“ Lehrstuhl in Würzburg zurück (vgl. Maas 2004, 323ff).

Gegnern und Parteigängern des NS. Arthur Hübner, Altergermanist und Mitarbeiter am Grimmschen Wörterbuch, 30 Jahre jünger als Behaghel und dessen Kollege im Vorstand des Sprachvereins, war gleichzeitig Kronzeuge der Wissenschaft gegen die Echtheit der Ura-Linda-Chronik und aktiver politischer Parteigänger der Nazis im Sprachverein (ausweislich eines Nachrufs im *Völkischen Beobachter*). Es ist auch sattsam bekannt, dass die Auseinandersetzungen um Herman Wirths *Chronik* innerhalb der NSDAP nicht weniger heftig geführt wurden als außerhalb derselben.

Es ist also ein „verirrter“ Mandarin, dem wir begegnen in den Dokumenten um den „Außenseiter“-Text.

6. Ausblicke

Es ist die für moderne Mandarine nicht untypische *Mélange* von ernüchtertem Nationalliberalismus und unbedingt universalistischem Wissenschaftsglaube, die wir bei Otto Behaghel antreffen. Ein bloßer Mann des Elfenbeinturms war er keineswegs. Im Zuge der junggrammatischen Stoffausweitung treffen wir ihn überall, nicht nur im Sprachverein und in der Volkskunde, auch in der Münchener *Deutschen Akademie*, dem Zentralorgan der auswärtigen Sprachpolitik (und Vorgänger der Goetheinstitute) finden wir ihn von Anfang an aktiv. Gerd Simons⁷ Dokumentensammlung zu dem ominösen „Sprachamt“, über dessen Gründung und Zuständigkeit man sich zwischen zahlreichen Instanzen jahrzehntelang nicht einigen konnte, zeigen Behaghel als einen väterlichen Patrizier, der keine autoritäre Verordnungsinstanz, keinen zentralen Sprachadministrator wollte, sondern eine milde Aufsicht, wohl wissend, dass Sprachveränderungen durch die „Jungen“ am Ende ohnehin nicht zu stoppen sind. Es gibt allerdings keinen Zweifel, dass Behaghel gegen sein eigenes fachliches Urteil letzter Instanz auch keinen Widerspruch geduldet haben würde. Er war ein Mandarin, die Massendemokratie blieb ihm fremd.

In vielen Nachrufen wird Behaghels Witz gepriesen. Mehrfach bekommt man ein Zitat präsentiert, in dem es, unter Bezugnahme auf Wustmanns „Sprachdummheiten“, heißt:

Ich vermisse hier die Anführungszeichen. Sie können sich auf Wustmann berufen, der in seinen ‘Sprachdummheiten’ sie als ein Stück deutscher Kleinkrämerei erklärt. Aber meine Herren, es ist doch ein Unterschied, ob ich von Wustmanns ‘Sprachdummheiten’ mit oder ohne Anführungszeichen spreche.

⁷ Einzusehen ebenfalls auf dessen Tübinger homepage.

Diesen Witz über Wustmann aufnehmend, könnte man womöglich davon sprechen, dass Behagels 'Außenseiter'-Text ein solcher sowohl mit als auch ohne Anführungszeichen gewesen ist.

7. Literatur

- Behagel, O. (1923-1932): *Deutsche Syntax*. 4 Bde. Heidelberg.
- Behagel, O. (1926): Die Alten und die Jungen. In: *Germanisch-Romanische Monatsschrift (GRM)*, 14, 385-390.
- Behagel, O. (1928): *Geschichte der deutschen Sprache*. 5. Aufl. Berlin.
- Behagel, O. (1934): Außenseiter – eine Philippika. In: *Deutsche Allgemeine Zeitung* vom 9. August 1934.
- Behagel, O. (1935): Odal. In: *Sitzungsberichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-historische Abteilung*, Heft 8, Jahrgang 1935. München.
- Einhauser, E. (1989): *Die Junggrammatiker*. Trier.
- Götze, A./Horn, W./Maurer, F. (Hg.) (1934): *Germanische Philologie*. Festschrift zu Otto Behaghels 80. Geburtstag. Heidelberg.
- Hübner, A. (1934): *Herman Wirth und die Ura-Linda-Chronik*. Berlin.
- Jankowsky, K. R. (1972): *The Neogrammarians. A Re-evaluation of their place in the development of linguistic science*. Paris/The Hague.
- Kluge, E./Maurer, V./Weigel, G. (1982): Sprachforschung zwischen Politik und Wissenschaft. Eine Streitschrift Otto Behaghels wird zum Politikum. In: *Germanistik in Gießen 1925-1945, Beiheft zur Ausstellung*, 19-34.
- Knobloch, C. (2005): *Volkhafte Sprachforschung. Studien zum Umbau der Sprachwissenschaft in Deutschland zwischen 1918 und 1945*. Tübingen.
- Maas, U. (2004): *Verfolgung und Auswanderung deutschsprachiger Sprachforscher 1933-1945, Band II*. Osnabrück.
- Maurer, F./Stroh. (1943): *Deutsche Wortgeschichte*, 2 Bde. Berlin.
- Nehring, A. (1924): Wege und Ziele in der Sprachwissenschaft der Gegenwart. In: *Neue Jahrbücher für das klassische Altertum*, 53, 86-11.
- Olt, R./Ramge, H. (1984): Außenseiter; Otto Behagel, ein eitel Hirnsgespinnst und der Nationalsozialismus. In: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik (LiLi)*, 15, 194-223.
- Ringer, F. K. (1983): *Die Gelehrten. Der Niedergang der deutschen Mandarine 1890-1933*. Stuttgart.

Rogge, Ch. (1929): Der Notstand der heutigen Sprachwissenschaft: eine Einführung in die Psychologie des sprachschaffenden Menschen. München.

Tomus, A. (2004): Der neue deutsche Sprachbegriff. Zur 'Wiederbelebung' der Sprachphilosophie in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Frankfurt/M.

Weingart, P. (2001): Die Stunde der Wahrheit? Zum Verhältnis der Wissenschaft zu Politik, Wirtschaft und Medien in der Wissensgesellschaft. Weilerswist.